

Selma Lagerlöf.

Uns armen Menschenkindern, für die das Bücherlesen ein Stück Beruf, uns kann nichts Lieberes widerfahren, als dass wir hie und da einem Temperament begegnen, dem die Welt mit ihrem Dasein ein intimes und wundersames Erlebnis ist, jeder Tag der erste Tag und ein wahrer Feiertag des Geschehens. Es giebt Naturen, die mit reifen Sinnen Kinder bleiben und die uralten, ewig wiederkehrenden Dinge: den Frühling, die Liebe, den Tod, die Zeiten und die Ewigkeit gewissermassen privat für sich ganz neu entdecken, als hätte nie jemand vor ihnen Augen und Ohren gehabt und eine Stimme, um das Amerika, das sie gefunden, uns zu beschreiben. Ihre Eindrücke, ihre Gefühle, ihre Phantasien sind überwältigend stark und löschen alles Angelernte, alles Angelesene aus. Die Gelehrten sagen, die ganze Natur bestehe aus ein paar Elementen, alles Leben sei Bewegung; für

jene aber mischen sich diese wenigen Elemente so reich und mannigfach, dass sie uns von der Welt und der Existenz förmlich Märchen erzählen. In ihren Geschichten sind nur die alten, typischen Motive drin, aber so hat diese Motive noch niemand benützt, noch niemand gewendet, noch niemand durchschaut und ausgedeutet. Sie haben das Talent für Abenteuer; sie haben das Besondere im Wesen, das Besonderes aus den Dingen hervorlockt, und obendrein das, was Hermann Bahr den „eigenen Ton“ nennt. Ihre Seele hat vielleicht nur einmal der Welt einen hellen Blitz entlockt, und sie sahen nur einmal in die Tiefe des Daseins; sie schrieben vielleicht nur ein einziges Buch oder immer wieder dasselbe, aber jenes einzige, erste war eine Offenbarung und ein Stück guter Kunst.

So ein Buch hat vor vier, fünf Jahren in Skandinavien von sich reden gemacht. Es ist nun unter dem nicht ganz getreuen Titel: „Gösta Berling. Eine Sammlung Erzählungen aus dem alten Wermland von Selma Lagerlöf“ (aus dem Schwedischen von Margarethe Langfeldt, bei H. Haessel, Leipzig 1896) deutsch erschienen. Von der Dichterin wusste man damals nichts Weiteres, als dass sie ein junges Mädchen sei. Und das Wenige passt zu

ihr. Denn mag sie immerhin nach Geburt und Gemütsart Hochschwedin sein, geistig stammt sie aus dem blauesten Lande der Romantik. Dies Land hat weite Grenzen und viele Provinzen. Es lief bekanntlich ins Philisterium über. Der geniale C. J. L. Almqvist wohnte drin und die gute Friederike Bremer. Jener ist Selma Lagerlöfs geistiger Vater, diese aber ihre Ziehmutter. Doch Gevatter stand ihr der Liedersänger Bellmann. Dies alles nur, weil man ja Herkommen und Taufschein haben muss. Selma Lagerlöf ist dennoch jemand ganz für sich.

Die Gösta Berlings-Saga spielt in den Zwanzigerjahren unseres Jahrhunderts, zu den Zeiten von Holteis Vagabunden, doch in Wermland, an den Ufern des Lövven-sees. Für die wirkliche Existenz dieses herrlichen Gewässers garantiere ich nicht; die Einrichtung der Natur ist eben mangelhaft. Der Held des Buches ist Gösta Berling, jung und blendend schön, mit den tiefen Augen des Dichters und dem runden, festen Kinn des Feldherrn. Pastor in einer Waldgemeinde von Säufern, hat er trinken gelernt, dass er wochenlang seines Amtes nicht walten kann. Entsetzt wird er ja doch; Gott hat ihn verworfen. Da will er lieber freiwillig den Ort verlassen. So zieht Gösta Berling als Bettler in die Welt. Er sinkt und sinkt. Rings in

Wermland Reichtum und Lebenslust, ein Herrenhof neben dem anderen, Eisenwerk bei Eisenwerk; das macht ihm jedes Bett zu hart und jeden Weg zu schwer. Er sehnt sich weiter nach den grossen Finnenwäldern, nach dem Frieden der grossen, ewigen Wälder, die den Müden zur Ruhe rauschen. Doch er wird gerettet. Margarethe Samzelius rettet ihn, die Majorin auf Ekeby, Herrin von sieben Hammerwerken. Sie zwingt ihn zu leben; die mächtigste Frau von Wermland würdigt sich herab, dass er lerne, wie man sich aufrichten kann. Einst hiess sie Margarethe Celsing, war jung und gut und auch hübsch, sehr hübsch. Sie lernte einen Mann kennen, Altringer, und er liebte sie. Ihre Eltern aber zwangen sie mit bösen Worten und mit Schlägen, einen anderen zu nehmen, den sie für reicher hielten. Da starb Margarethe Celsing und es blieb nur die Majorin Samzelius übrig. Und diese handelte bloss nach ihren Gelüsten. Altringer ging es gut; er kaufte Ekeby und noch sechs andere Güter am Ufer des Lövfen und theilte seinen Überfluss mit den Samzelius. Der Major zog in den Krieg; allein das war Margarethen gerade recht. Einen Tag war nun Altringer bei ihr auf Sjö, den anderen Tag war sie bei ihm auf Ekeby; die Feste hörten gar nicht auf. Jedoch man

redete schlecht von der Majorin Samzelius. Das hörte ihre Mutter: so alt sie war, kam sie den weiten Weg gefahren. Margarethe sass mit Altringer und anderen Freunden bei Tisch; sie empfing ihre Mutter wie eine Fremde und bot ihr Platz an. Frau Celsing täusche sich. Sie sei ihre Mutter nicht. Ihre Eltern seien tot, seien beide an ihrem (der Majorin) Hochzeitstag gestorben. Das Traurige dabei sei nur, dass sie nicht früher schon gestorben; da hätte der Hochzeitstag niemals stattgefunden. Sie würde jedoch nicht erlauben, dass ein Gast das Kind ihrer teuren Eltern beleidige . . . Als am nächsten Morgen Frau Celsing abreisen will, flucht sie ihrer Tochter: „Vierundzwanzig Stunden war ich bei dir und du hast mich nicht als Mutter aufgenommen. Mögest du verleugnet werden, wie du mich verleugnetest! Die Landstrasse sei dein Heim, die Strohmiete dein Bett, der Kohlenmeiler dein Herd, Schande und Spott dein Lohn; mögen einst dich andere schlagen, wie ich dich jetzt schlage!“ Und sie giebt ihr einen harten Backenstreich. Da hebt Margarethe Samzelius sie vom Boden auf und setzt sie in den Wagen hinein. „Wer bist du, dass du mir fluchen darfst? Wer bist du, dass du dich erdreistest, mich zu schlagen?“ sagt sie und erwidert den Backenstreich. In diesem

Augenblicke aber fühlt sie es, dass Margarethe Celsing in ihr tot ist. Diese war gut; „auf ihrem Grabe hätten die Engel geweint“; sie hätte ihre Mutter nie geschlagen . . . So erzählt diese mächtige Frau dem Bettler Gösta Berling. Sie zeigt ihm, dass sein Haupt nicht das einzig sündige. Und sie ringt mit ihm um sein Leben. Da ergiebt er sich. Er folgt ihr nach Hause und wird einer der „Kavaliers“ auf Ekeby. Die Kavaliers, das sind verabschiedete Offiziere, verarmte Edelleute, verunglückte Genies — allerlei Menschenwrack, das vom Ekebyer Hof nicht mehr loskommen kann. „Es sind stets ihrer zwölf . . . arm und sorglos und Kavaliers vom Scheitel bis zur Sohle . . . irrende Ritter, fröhliche Gesellen, kühne Abenteurer . . . voll Bizarrieren, Sprichwörtern, Einfällen, Liedern“, und die Majorin liebt eben Musik und Tanz rings um sich und das Kavalierhaus voller Kavaliers. Sie ist reich, Altringers Erbin, giebt der ganzen Gegend Brot und Arbeit, ist resolut und tüchtig wie ein Mann, stolz und freigebig wie eine Königin. Sie will, dass die Vorräte ihrer Speisekammern aufgezehrt werden; sie will, dass die Freude in Wermland nicht verschwinde. Und dabei helfen ihr die Kavaliers. Keine besseren Zecher, Spieler, Jäger, Redner als die Kava-

liere. Ohne sie „stürben der Tanz, der Sommer, die Rosen, das Kartenspiel, der Gesang und es gäbe im Lande nur Eisen und Fabrikanten.“ Sie aber verstehen es, „den Gelddurst und die Arbeitswut zu erstickten“. So sprechen sie von sich bei nächtlichem Gelage. „Wir sind mehr als wir scheinen“, sagt Gösta Berling; „wir sind die durch alle Zeiten wandernde Zwölfmännerschar der Sage. Zwölf waren wir, als wir vom wolkenverhangenen Olympos die Welt regierten, und zwölf, als wir Vögeln gleich in den grünen Zweigen der Weltesche Yggdrasil thronten . . . Als zwölf Ritter sassen wir an König Artus Tafelrunde und dienten als zwölf Paladine in König Karls Heer. Einer von uns war Thor und einer Jupiter; . . . man erkennt den Götterglanz noch unter den Lumpenhüllen“ . . . Ja nicht einmal der Loke der Dichtung fehlt den Zwölfen. Es ist Sintram, der böse Hammerherr von Fors, von dem die Leute erzählen, er habe sich dem Teufel verschrieben und der sich zuletzt für den Bösen selber hält. Sein grösstes Vergnügen ist es, alte Freundschaft in jungen Hass zu verwandeln und ein Herz durch Lügen zu vergiften. Er ist's, der die Kavaliers zum Aufruhr gegen die Majorin treibt. Das Selbstgefühl von ihnen allen ist an irgend

einem Punkte leck; drum bläht ihre Eitelkeit sich ja bis zum Grössenwahn. Bei diesem lecken Punkte packt sie Sintram. Sehen sie denn nicht, dass die Majorin nur ihr Verderben will? Wer hat Gösta Berling verhindert, wieder ein ehrlicher Mann zu werden? Als er sich von der Herrin von Ekeby eine Kathe schenken liess, um als Ackersmann sein Brot zu erwerben, wer führte die schöne Marianne Sinclair vorüber, dass er Spaten und Schurzfell abwarf und wieder Kavalier wurde? Und später, da Gösta Berling als Hofmeister des jungen Grafen nach Schloss Borg kam und fast der Schwiegersohn der Gräfin Märta geworden wäre, — wer erzählte der jungen Ebba Dohna, dass Gösta ein weggejagter Geistlicher sei und trieb sie dadurch in den Tod? Die Majorin war schuld daran, damit sie Gösta Berling behalten könne und er umso sicherer der Hölle ver falle . . . Am nächsten Tag, beim grossen Weihnachtsdiner auf Ekeby, wo die Kavaliers bei der Ofenecke am Katzentisch sitzen und Hauptmann Bergh die Haselhühner, die man ihnen serviert, für gebratene Krähen hält, bricht der Aufruhr los. Huhn um Huhn fliegt an die Wand, alles springt auf, man schleudert der Majorin ihre alten Sünden ins Gesicht: „Nun ist es aus mit mir“, flüstert sie und

sinkt in den Stuhl. Ihr Mann steht auf. Fast schlägt er sie. Da erwacht ihr Stolz. Ja, sie hat Altringer geliebt, und das war ihr bestes Glück; gesegnet sei sein Angedenken; sie hat nie seines Gleichen gesehen. „Hinaus!“ brüllt der Major. „Hinaus, Hinaus!“ Sie sieht sich um. Ihre Gäste wenden sich ab. Die Kavaliers schweigen. Da gedenkt sie ihrer Mutter: „mögest du verleugnet werden, wie du mich verleugnet! Die Landstrasse dein Heim, die Strohmiete dein Bett“ . . . Keine Hand hebt sich für sie. Da geht die Majorin fort ins Elend. Ihr Mann aber verlässt Ekeby. Er darf Altringers Erbe nicht verkaufen noch verschenken; allein zu Grunde richten kann er es. Drum setzt er die Kavaliers zu Verwaltern ein. Die Kavaliers haben Sintram ihre Seele geschworen, wenn sie sich während ihres Regiments etwas nicht Kavalierräussiges zu schulden kommen lassen oder etwas Kluges und Nützliches verrichten. So beginnt denn nun ein herrliches Leben. Fest reiht sich an Fest und Ball an Ball. Gösta Berling ist der Held des Tages. Man spricht nur mehr von den Kavalierestreichen. Es giebt verwegene Thaten, gebrochene Herzen, Edelsinn und Grösse in Hülle und Fülle. Aber Gösta ist stets Sintram zugesellt. Die Hammerwerke ruhen. Die Kohlenmeiler

erlöschen. Die Schmiedewerkstatt steht leer. Die Uferdämme verfallen. Eines Nachts kehrt die Majorin heimlich zurück, um die Kavaliers aus Ekeby zu vertreiben. Doch der Anschlag misslingt. Eine Strohscheune geht in Flammen auf und die Majorin wird dafür noch eingesperrt. Die Kavaliers aber tanzen. Ihre Wohlthäterin ist dem Wahnsinn nahe: gefangen! Und sie muss doch wandern, wandern, die vielen, vielen Meilen bis zu ihrer Mutter heim, dass diese den Fluch von ihr nehme, ihr den Backenstreich verzeihe! Man lässt sie entkommen, man hat ihr fast alles nachgesehen; sie irrt aber bettelnd durchs Land, der Busse nach. Die Kavaliers jedoch tanzen. Die Kavaliers sind wie die Götter der Gegend; ihr Geist, der Geist der Abenteuerlichkeit, der Sorglosigkeit, der Wildheit ergreift alle Herzen. Ein Fieber des Lebensgenusses hat jedermann gepackt; nie hat sich am Löffven so viel zugetragen, wie während des einen Jahres, während des Kavalierregiments. Und die Unruhe des Menschen stört den Frieden der Natur; das Leblose hängt mit dem Lebendigen inniger zusammen, als der stumpfe Sinn der Städter es glauben will. „In solchen Zeiten löscht die Waldfrau den Meiler aus, das Seegespent zertrümmert das Boot, der Nöck macht die Fische krank,

der Wichtelmann verhext die Kuh.“ Die Frühlingsflut war noch nie so hoch wie dieses Jahr. Und nun kam die Dürre. Was half dagegen aller Heldenmut und Heldenübermut? . . . Dies eine Jahr hat Gösta Berling erzogen. Er will nicht mehr Gedichte erleben; das Kluge und Nützliche steht ihm höher als das „Kavaliermässige“. Nun ist Sintram tot. Die Majorin, die sich mit ihrer Mutter ausgesöhnt, ist heimgekehrt und liegt im Sterben — nicht mehr Margarethe Samzelius, sondern Margarethe Celsing. Sie will Gösta Berling Ekeby vermachen. Um Gotteswillen nicht! Mit seiner Frau — nun hat er eine Frau, eine Büsserin, doch eine Heilige — wird er in seiner Häuslerei leben, mit Hobel und Drehbank sein Dasein fristen und die Hütেকinder herrliche alte Lieder lehren. Der tolle Gösta Berling ist noch nicht tot. Er will allerdings nichts als ein Bauernspielmann sein; aber das ist genug. Bereuen taugt für ihn nicht; allein den Armen will er das Leben heiter machen; das soll seine Busse sein . . .

Die Übersetzerin giebt der Gösta Berlings-Saga den Untertitel: „Eine Sammlung Erzählungen aus Wermland“, und das ist nicht ohne triftigen Grund. Nie wurde es in einem Buche so sorgfältig vermieden, dass ein Abschnitt als „Fortsetzung“ des

vorhergehenden erscheine. Die Erzählung vom Lebenslauf Gösta Berlings durchschlingt eine Guirlande von Abenteuern der übrigen Kavaliers. Jeder hat sein „G'setzl“. Die Natur wird anthropomorphisiert und die Landschaftsschilderung zu graziösen Extrageschichten. Die einzelnen Kapitel bekommen am liebsten eine Art von geschlossener Romanzenform — man denke sich etwa Herders Cid in Prosa geschrieben. Eine lyrische Anrufung zu Beginn: „O ihr Frauen vergangener Zeiten! Wenn man von euch redet, muss man an das Himmelreich denken“, und nun werden sie uns so licht und hold und ewig jung geschildert, wie die Miniaturbilder, die wir alle lieben, sie uns überliefert haben . . . „O ihr Frauen vergangener Zeiten, noch Eine von euch schenkte Gösta Berling ihre Liebe“ und das Motiv „o ihr Frauen“ womöglich noch ein paarmal wie eine Art von Strophenrefrain. Manchesmal aber wird das dithyrambische Element mehr in die Mitte des Kapitels gedrängt; allerlei Apostrophen an die Leser: „Freunde, Menschenkinder!“ dienen zur An- und Auseinandergliederung; es giebt drin Absätze mit und ohne drei Sterne (***) und der Anfang lautet wie der Eingang einer neuen Geschichte: „Nun geht die Dovrehexe an den Ufern des Löfven um. Man hat sie

gesehen“ etc. . . . „Die junge Gräfin schläft bis um zehn und verlangt täglich zum Frühstück frisches Brot. Die junge Gräfin macht Tapisseriearbeiten und liest Gedichte. Sie kann weder weben noch kochen. Die junge Gräfin ist verwöhnt.“ Und ebenso der Schluss mit ein paar kurzen energischen Sätzen. Aber gerade diese strophenhafte oder romanzenartige Form, das Zerrissene, Antimoderne, die ganze Macpherson'sche Lyrik, die ungenierte Konversation mit dem Leser, das schwunghafte Pathos der Apostrophen: „o Kinder der Jetztzeit“ . . . „ach, ihr guten Herren Kavalier!“ die ganze Komposition mit ihrem tollen Tempo, das Unzeitgemässe, Veraltete der Manier, die lustige Regelwidrigkeit im Stil macht den „eigenen Ton“, die Originalität des Buches aus. Die Gösta Berlings-Saga ist alt und neu zugleich. Sie mischt den Abenteuerroman, den Erziehungsroman, den psychologischen Roman. Aber die Färbung ist die der Romantik. Die wilde, lyrisch-subjektive Form, die Stoffwahl, die Art der Empfindung ist Romantik. Dieser Gösta Berling, der jeder Laune des Gefühls unterliegt und jeder Lage gewachsen ist, immer der Besiegte seines Herzens und zugleich Sieger über alle Herzen, der beste Redner, Dichter, Sänger, Zecher, Spieler, ist er nicht die Verkörperung

des „genialen Menschen“, des romantischen Ideals? Und die Kavaliers mit ihrem Hass der Arbeit, ihrer Verachtung des Nützlichen, ihrem Kult für die brotlosen Künste; ihr edles Vagabundentum, ihre Zuchtlosigkeit und Schwärmerei — ist das etwa nicht Romantik? Nicht Mondscheinromantik, nicht Weltschmerzromantik? Es ist was Gesundes drin, etwas wahrhaft Geniales. Es kommen Hexen im Buch vor, Waldfrauen und Teufel, wer kann dafür? Der und der hat's gesehen; Entführungen und sonstiger Krimskrams — es war halt damals so — an den Ufern des Löfven. „Und wer's nicht glaubt, geh' hin und seh'!“ Romantik in Ton und Aufputz und die Zwanzigerjahre unseres Jahrhunderts, das zusammen ist ja fast Realismus. Diese Kavaliers, denen der Pulvergeruch von Leipzig an den Rücken haftet und ein letztes Puderstäubchen vom Rokoko her an den Haarbeutel klebt, mit ihren Erinnerungen an Gustav III. und an Bernadotte, wie wären sie nicht Abenteurer, ruhmredig, verwegen und galant? Mit den Ankarström'schen Traditionen im Blut, — diesem heißen Blut, das in den langen, reichen Friedensjahren zu üppig geworden? . . . Nein, die Lagerlöf'sche Romantik ist nicht künstlich und schemenhaft; sie liegt im Stoff der Gösta-Berlings-Saga. Sie liegt aber noch mehr im

Genius der Dichterin. Er ist hochschwedisch, ein Produkt des Landes, dessen rauschende Wälder, klingende Wasserfälle, lachende blaue Seen und glitzernde Sonnenstrahlen sich in der musikalischen, funkelnden, unruhigen Sprache spiegeln. Das Melodramatische ist dort national — ähnlicher Landescharakter und Volkscharakter findet sich an den bayerischen Seen — und die Ziehharmonika mit dem Nuancenlosen ihrer Tonleiter und dem Sentimentalen ihres Klanges ist sein anerschaffenes Instrument. Diese melodramatische Sentimentalität hat aber nichts Schwächliches: an Stelle des bitteren Pessimismus Wehmut, Lyrik anstatt Tragik. So auch bei Selma Lagerlöf. Es steckt im Gegenteil ein Stück Renaissancekraft, Renaissancephantasie in ihrer Romantik. Die paar Szenen, die ich zur Probe ausführlicher hinschrieb, bezeugen es. Und wäre folgende Episode nicht ganz des elisabethinischen Zeitalters würdig? — Marianne Sinclair ist die reichste Erbin von Wermland, schön und geistreich, fast gelehrt. Sie hat schon oft geliebt, aber noch wartet sie auf den Gewaltigen, der, wie sie sagt, „mich mir selbst entreisst“. Auf einem Ball in Ekeby, bei einem lebenden Bild, in dem Gösta Berling vor ihr knien soll, sieht sie in seine feurigen, schelmischen, flehenden Augen, sie vergisst sich und küsst ihn. Es

war kein vorgeschriebener Kuss und es war kein Theaterkuss; die Zuschauer wissen es nicht und klatschen Beifall. Marianne kommt zur Besinnung, schlägt die Sache in den Wind; Gösta Berling, verzweifelt, setzt sich an den Spieltisch. Er spielt mit dem Gutshearn von Björne, Melchior Sinclaire; er gewinnt ihm alles ab, sein Geld, seine Uhr, seinen Biberpelz . . . was nun? „Setze etwas ein, woran' das Glück sich brechen kann“, räth ihm Sintram; „spiele um dein rotes Herzblut, deine Tochter!“ Diese wahnsinnige Idee gefällt dem wilden Melchior; das durfte er wagen: „wenn sie dich haben will, Gösta, setz' ich meinen Segen auf die Karte“. Und er verliert . . . Drinnen tanzt man weiter; man tanzt in Mantel und Schleier den Kehr- aus. Gösta hat — kaum weiss er es — Marianne im Arm; er tanzt wild und endlos; Melchior steht und wartet. „Du hättest sie lieber nicht an Berling verspielen sollen“, zischt ihm Sintram zu; „das Küssen gehörte nicht zum Bild.“ Da geht Melchior schweren Schrittes zur Thüre hinaus und fährt ohne seine Tochter weg. Der Ball ist zu Ende, die Eltern sind fort! In dünnen Seidenschuhen eilt Marianne ihnen nach; die Sterne glitzern kalt; der Schnee ist tief; sie läuft und läuft in wilder Angst. Daheim ist alles dunkel; die Pforte verriegelt. Sie klopft;

sie rüttelt; die Haut ihrer Hände bleibt an der eisigen Klinke kleben; sie ruft, sie weint, sie fleht. Ihre Mutter kommt und will öffnen: da nahen die harten Schritte des Vaters; er schleppt seine Frau weg; Marianne hört es, er schlägt die Mutter . . . Nein, nein; seinen Segen hatte er verspielt; doch sein Haus bleibt einer Tochter verschlossen, die sich an einen Gösta Berling hängt. Mag sie nach Ekeby gehen, bei Fremden um Nachtlager bitten, im Schnee der Strasse schlafen; das bleibt ihm gleich . . . Solche barbarisch wilde Vaterliebe ist der Massinger und Marlowe nicht unwert. Marianne Sinclair jedoch ist ganz modern. Sie ist in unseren Tagen erfunden und schon banal geworden: die Seele mit dem verderblichen Spaltpilz der Kritik, der Mensch, der sein eigener höhnischer Zuschauer ist. Marianne liebt nicht, leidet nicht, denkt nicht: sie sieht sich lieben, leiden, denken; sie ist kein Mensch mehr; sie spielt die Rolle Marianne Sinclair; das ganze Leben wird ihr ein Schauspiel, Schatten und Schein. Und sie beneidet die anderen, die Impulsen gehorchen können, die etwas wollen und etwas begehren, sie sehnt sich, überwältigt zu werden, ein Centrum zu haben, ausser sich, wenn schon nicht in sich . . .

Auch an Humor fehlte es Selma Lager-

löff nicht. Sie spielt virtuos auf der ganzen Klaviatur, mit ihren Mischungen von Lustigkeit und Trauer; sie beherrscht die zarten, neckischen Vertonungen, das Lächerliche, das ans Tragische streift und die freundlichste Ironie, die einem Peitschenhiebe gleicht. Ein Exempel ist das Kapitel „Mamsell Marie“.

Genialität also in Hülle und Fülle. Eine sprudelnde Erfindungsgabe, frappierende Eigentümlichkeit in Stil und Form, Reichtum der Seele und Tiefe der Symbolik, Was fehlt da Selma Lagerlöf zur vollen Künstlerschaft? zu wahrer Grösse?

Eines und nicht das Kleinste.

Ich nannte Almqvist ihren geistigen Vater. Sie gleicht ihm an genialer Subjektivität, wie das musikalische zigeunerhafte Element in ihr an Bellmann gemahnt. Doch ihre Ziehmutter ist die brave Friederike Bremer. Das Land der Romantik grenzt auch ans Philisterium.

Selma Lagerlöf fehlt die letzte Tapferkeit der Seele. Sie weicht dem steinernen Blick des Schicksals aus. Sie ist nicht grösser als die harte Thatsächlichkeit des Lebens; drum presst sie auch dem Menschen nicht sein Letztes, Stärkstes ab. Gösta Berling muss in eine Nusschale kriechen; Elisabeth Dohna gilt ihr für besser, wenn sie sich

nicht zu lieben getraut; die Sünder bekehren sich, die Guten gehen nicht unter. Jugend und Mangel an Erfahrung? Dem Dichter ist die Kenntniss des Lebens eingeboren; er erfährt das Dasein in der Phantasie. Es fehlt Selma Lagerlöf die Kenntniss, dass die höchste Schönheit des Menschen die Behauptung seiner Persönlichkeit ist und dass Sterben besser als Selbstverkleinerung. Sie weiss nicht, dass darin ein Stück Göttlichkeit liegt — das Siegreiche in der Menschenatur. Den Dithyrambus der Lebenslust dichtet sie, doch ihr fehlen die Töne dionysischer Tragik. Aber nur wer der grossartigen Gleichgiltigkeit der Natur den Trotz der Seele entgegenwirft und alle Schauer des Untergangs durchempfunden, nur der singt in Wahrheit das grosse Menschheitslied vom triumphierenden Leben.

1896.